



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Charlotte von Kalb und Jean Paul.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Charlotte von Kalb und Jean Paul.



Es war im Februar 1796, in dem ersten Winter, in dem sich Nord- und Mitteldeutschland unter dem Schirm des Basler Friedens und der preussischen Demarkationslinie in unsicherer Sicherheit wiegten. Das altgewohnte Leben, das ohnehin durch die aufregenden Klunden von den Schrecknissen der französischen Revolution und die kriegerischen Aktionen am Rhein nur wenig unterbrochen worden war, kehrte völlig in die friedlichen Geleise zurück; über die Enge und die gelegentliche Langeweile des Daseins in den kleinern deutschen Städten suchte man sich mit idealen geistigen Vorstellungen, mit eifriger Lektüre bedeutender und unbedeutender Bücher zu erheben. An tausend Orten hatte man keine Vorstellung einer andern Existenz; an einigen wenigen besann man sich, daß vor einem Jahrzehnt und noch früher das Dasein bewegter, fröhlicher, genußreicher und schwingvoller gewesen sei, und murrte hörbar über die graue, eintönige Gegenwart. Zu den wenigen gehörte in erster Linie Weimar, dormalen die kleingroße Residenz des Herzogs Karl August und im Verein mit der benachbarten Universität Jena das deutsche Athen. Hier konnte man sich, vom Hofe an abwärts, nicht in die fühlbare Veränderung finden, welche gegenüber den genial bewegten Tagen, den poetischen Lebensstimmungen der siebziger und achtziger Jahre, in dem täglichen Thun und Treiben, im persönlichen Verkehr und im geistigen Genießen eingetreten war. Man fügte sich widerwillig in den ernsteren, gehaltneren Ton, in die reizloseren Pflichten, in die strengeren Anschauungen, die namentlich durch den Einfluß der Kantischen Philosophie in den Geistern herrschend wurden, man sah mit Verwunderung und Groll die intime Freundschaft, welche sich zwischen Goethe und dem noch in Jena lebenden Schiller seit noch nicht zwei Jahren zu bilden begonnen hatte. Je entschiedener Goethes Abgeschlossenheit und Zurückhaltung seit der Rückkehr aus Italien gewesen war, je weniger man sich in die Wandlung seines ganzen Wesens wie seiner persönlichen Verhältnisse zu schicken vermochte, und je mehr man andrerseits doch fühlte, daß er der wichtigste und größte Mann dieser kleinen Welt bleibe, umsomehr wuchs die Verstimmung in den verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen. Man empfand das Bedürfnis, den beiden Herren, die so unbeirrt und unbeugsam ihren eignen Weg verfolgten und die Weimarische „Gemütlichkeit“ auf so harte Proben stellten, hie und da einen kleinen Verdruß zu bereiten oder wenigstens andre Götter anzubeten neben ihnen.

Von dieser Stimmung der weimarischen Gesellschaft erfüllt war ein Brief, den unter dem 29. Februar 1796, also an einem Schalltage, Frau Charlotte

von Kalb, geborne Marschall von Dstheim, an den jungen Schriftsteller Johann Paul Friedrich Richter in Hof, der sich „Jean Paul“ nannte, abgehen ließ und der also lautete: „In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt, sie erregten Aufmerksamkeit und vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lektüre, bei der ich gerne verweilte, und in diesem Gedankenraume schwebten die Bildungen Ihrer Phantasie gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche meiner Seele vorüber. — Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen so innigst beglückt, dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies einzelne Zeichen von einer Unbekannten gewesen! Also unter sagte ich mir, an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von neuem in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einzelne Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende, sondern der unverweckliche Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand! — Wieland hat vieles im Hesperus und Quintus ausnehmend gefallen, er nennt Sie unsern Jovik, unsern Rabelais; das reinste Gemüt, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den anmutigsten, überraschendsten Wendungen sich ergießt, dies alles erkennt er mit inniger Freude in Ihren Schriften. — Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rektor Freudel. Sonst wirken Satiren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn, selbst in der Dämmerung, schwingen die meisten die Geißel der Satire willkürlich, oder der gereizte Affekt bewaffnet ein Vorurteil gegen das andere. — Ihrem Blick hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet, Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Licht Ihres Geistes. — Sie finden hier noch mehrere Freunde, deren Namen ich Ihnen auch nennen muß: Herr von Knebel, der Übersetzer der Elegien von Propertius in den Horen, Herr von Einsiedel und von Kalb. — Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslektüre, die noch lange ihr Lesepult zieren. Ja wir hoffen, daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt- und Menschenkenntnis und diesem Talent, seine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder schenken. — Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden!“

Dieser enthusiastische Brief konnte als reiner Ausdruck der Freude an Jean Pauls geist- und phantasievollen Erstlingschriften gelten, und würde auch eine für Huldigungen minder empfängliche Natur, als die des jungen Schriftstellers war, in freudige Erregung versetzt haben. Jean Paul verstand zwischen den Zeilen zu lesen und erblickte in dem Briefe eine Einladung, sich an dem Mäusen-

sige einzufinden und als neu aufgehendes Gestirn den Dioskuren der Horen, die so entschieden die Unzufriedenheit ihrer Freunde erregten, entgegengestellt zu werden. Zwar hatte Goethe eben erst „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ publizirt, aber diese bewegten sich ja in zu niedrigen Regionen, um den Geschmack, namentlich des Herderschen Kreises, befriedigen zu können. Freilich sah Goethe bereits wieder die herrlichen Gestalten von „Hermann und Dorothea“ vor Augen und in der Seele, und Schiller zog die Grundlinien zur großen Wallensteintragödie. Aber davon wußten sie nichts, und wenn sie es gewußt hätten, sie wollten davon nichts wissen. Diese Kunst war ihnen zu streng, die Forderung des Vortrefflichen zu hart, und — alles in allem — sie sehnten sich, neue Götter anzubeten und schufen sich einen solchen „neuen Gott“ in Jean Paul.

Der Verfasser des „Hesperus“ und des „Quintus Fixlein“ kam nach Weimar; er ward mit einer Art von Rausch, mit stürmischer Freude empfangen, in der zuviel Absicht und Tendenz unterlief, um eine völlig wohlthuende Wirkung zu hinterlassen. Die trocknen Sarkasmen in dem Briefwechsel Goethes und Schillers thun hie und da Jean Paul, vielleicht auch manchem seiner Verehrer, Unrecht. Goethe wie Schiller waren beide im Augenblick nicht in der Stimmung, die besondern Vorzüge der Jean Paulschen Schriften zu würdigen, und von dem Enthusiastenkreise wurde es ihnen nicht leicht gemacht. Die Situation war eine gedrückte, schwüle. Die Briefe Charlottens von Kalb an den Verherrlichten geben auch davon Zeugnis. Unter dem 19. Juni 1796 berichtet Charlotte aus Jena, wohin sie zur Pflege einer kranken Tante gereist war: „Ich war ernst, ging zu Schillern. Man fragte mich nach Weimar; ich sagte, Richter sei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie kann es nicht. Das wußte ich schon, im Ton merkte ichs wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Tone: er ist sehr, sehr interessant. Ja, sagte Schiller, ich verlange auch ihn kennen zu lernen. Über dies mündlich. So bald müssen Sie ihn nicht besuchen. Er muß Sie erwarten und der Eindruck, den Sie auf die Menge machen, muß ihn von dem Geist und beglückenden Sinn Ihres Wesens überzeugen, nein, ich streiche es wieder aus, so ist er nicht, aber sehr von seiner Individualität — mehr mündlich.“

Die zweifelhafte Diplomatie dieses Briefes, der gereizte Ton und der unwillkürliche Durchbruch der besseren Einsicht und edleren Überzeugung von Schillers Wesen sind allesammt gleich charakteristisch für die Schreiberin dieser Zeilen. Wenn unsre Feuilletonisten wiederum mit löblichem Eifer betonen sollten, daß durch die Briefe Charlottens an Jean Paul allerhand Menschlichkeiten unsrer klassischen Literaturperiode zu Tage träten, so mögen sie dabei nur nicht vergessen, von welcher Seite zuerst die Harmlosigkeit und das einfache menschliche Vertrauen verleugnet worden war. Es war eben nicht rein zufällig, wenn Charlottens erster Brief alle Elemente der Opposition nennt, welche sich in Weimar gegen den Freundschaftsbund und gegen die Kunstbestrebungen

Goethes und Schillers zusammenschloß, nicht zufällig, wenn sie Jean Paul und seinen Freund von Örtel mit Herders, Bötticher und Knebel zur Mittagstafel lud, nicht zufällig, wenn sie Jean Paul den bildenden Eindrücken Weimars zu entziehen trachtete und ihm dafür das damalige — Leipzig empfahl. Für Jean Paul war es offenbar ein Mißgeschick, daß er zwischen die kleinen Parteiungen von „Weimar-Jena der großen Stadt“ hineingeriet. Goethe und Schiller kann dabei viel weniger ein begründeter Vorwurf treffen, als die allzueifrigen, allzugeschäftigten Freunde und Freundinnen, die Richter fand. Unter den letztern war Charlotte von Kalb die bedeutendste, gewiß aber auch diejenige, welche den unglücklichsten Einfluß auf Jean Paul ausübte.

Während die Sammlung und Veröffentlichung der Briefe anderer Persönlichkeiten völligen Aufschluß über ihren Charakter und ihr Wesen giebt, erscheint Charlotte von Kalb auch nach den neuesten zum Teil höchst vertraulichen Mitteilungen,*) den interessantesten Selbstschilderungen, als eine vielfach räthselvolle, in sich so wenig zur Klarheit wie zum Glücke gediehene Frauennatur. Ganz abgesehen von der ruck- und sprungweisen Art ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, dem bald sibyllinischen, bald kapriziösen, zuletzt aber doch mehr kapriziösen Verhalten zu ihren Umgebungen, dem seltsam hastigen Wechsel zwischen dem leichten Ton der Weltkame und dem gewichtigen der poetischen Seherin, scheint sich Frau von Kalb selbst über ihre äußern Verhältnisse die Wahrheit jederzeit verhehlt und verhüllt zu haben. Es ist Jean Paul gegenüber unendlich viel von der bedenklichen Lage einer der bedauernswertesten Frauen in diesen Briefen die Rede, aber niemand, der nicht anderweit über die Situation unterrichtet wäre, würde je aus diesen Briefen eine Einsicht in die schweren Bedrängnisse der Ärmsten gewinnen können.

Charlotte von Kalb als Tochter der alten fränkischen Familie Marschall von Ostheim am 25. Juli 1761 geboren, war ein Opfer der gesellschaftlichen Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein paar Generationen hindurch hatte der deutsche Adel im großen Stil in immer zunehmender Verschwendungssucht gelebt, der Maßstab für die Ausgaben wurde durchaus den standesmäßigen Anforderungen und einem unsrer Zeit schier unglaublich dünkenden Selbstgefühl, beinahe nie aber den thatsächlichen Vermögensverhältnissen entnommen. Vor einem raschen wirtschaftlichen Bankrott war man in der Regel durch tausend Privilegien, Begünstigungen, die Rechtsgewohnheiten und die Lebensanschauung der ganzen Zeit gewahrt, aber tausende von hochadlichen Familien waren seit Jahrzehnten ruiniert und wußten es noch nicht, andre tausende suchten mit allen, oft auch den schlimmsten Mitteln die Katastrophe hintanzuhalten und hinaus-

*) Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Dr. Paul Herrlich. Mit zwei Facsimiles. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882.

zuschieben. Zu den Familien dieser Art scheint auch die Kalbsche gehört zu haben, in welche Charlotte Marschall von Ostheim wenig älter als zwanzig Jahre hineinheiratete, oder besser gesagt, hineinverheiratet ward. Der Präsident von Kalb auf Kalbsrieth (in der goldnen Aue an der Unstrut gelegen) hatte zwei Söhne, von denen der eine als der herzoglich weimarische Kammerjunker von Kalb jener Cavalier war, dessen Ausbleiben im Oktober 1775 Goethe beinahe von Frankfurt nach Italien, statt von Frankfurt nach Weimar geführt hätte, und mit welchem der Dichter dann am Morgen des 7. November in seiner künftigen Heimat eintraf, derselbe Kalb, den Herzog Karl Augusts Freundschaft zugleich mit Goethe in eine wichtige Ehrenstellung erhob und der dann die Erwartungen und Hoffnungen seiner Freunde so gründlich täuschte, daß Goethe sein Verhalten als „abscheulich“ charakterisiren mußte. Der andre war der Major Heinrich von Kalb, Charlottes Gemahl, ein gebildeter Offizier im Sinne seiner Zeit, den wir in französischen, herzoglich zweibrückenschen und demnächst in kurpfälzischen und kurbairischen Diensten sehen. Die Persönlichkeit des Mannes wird uns aus einer der zahlreichen Veröffentlichungen klar, welche über seine Gattin erfolgt sind. Er scheint bis zu einem gewissen Punkte ein Abenteurer gewesen zu sein, wenigstens behält seine militärische Karriere, sein Hin- und Herreisen an den verschiedenen Höfen, sein rasches Auf- und jähes Herabsteigen, sein tragisches Ende (er erschoss sich 1806 in München) für uns viel des Räthselhaften, schlechtthin Unverständlichen. In seiner Ehe scheint von Haus aus der stärkere Wille seiner Frau entschieden zu haben, ein Wille, der an alles mögliche, nur niemals an die Klarstellung der wunderbarlich verworrenen Verhältnisse gesetzt wurde. Die Zeugnisse, welche Schiller, Jean Paul und andre über den unglücklichen Mann abgeben, sind zu lückenhaft, vor allem zu sehr von momentanen Stimmungen und Beziehungen abhängig, um ihnen großen Wert beilegen zu können. Heinrich von Kalb muß liebenswürdige Seiten besessen haben; was aber seine Frau an ihn fesselte, waren offenbar nicht diese, sondern die leidigen äußern Verhältnisse, denen gegenüber sie rat-, hilf- und gelegentlich haltlos gewesen zu sein scheint. Es ist eine peinliche Thatsache, daß die furchtbare Zerrüttung der Kalbschen Familienzustände und die harten Prüfungen, denen die geistvolle Frau ausgesetzt war, tausendfach öffentlich erörtert wurden, aber unsers Wissens noch niemand den Versuch gemacht hat, diese erschütternde Tragödie wirklich aus ihren Anfängen zu entwickeln und mit allen handelnden und leidenden Gestalten in einer guten, klaren Darstellung vorzuführen. Schonend zu verschweigen ist da nichts mehr, psychologisch zu erklären wäre vieles.

Gewiß bleibt, daß Charlottes Ehe jedesmal dann in die Beleuchtung einer harten Zwangsehe tritt, wenn eine bedeutende Erscheinung ihren Lebensweg kreuzt. Als sie, erst kurze Zeit verheiratet, 1784 Schiller in Mannheim kennen lernte, trat ihr zum erstenmale der Gedanke nahe, das wunderliche Band zu lösen, 1787, als Schiller auf ihren Wunsch von Dresden nach Weimar über-

siedelte, wäre es beinahe Ernst damit geworden. Aber die Leidenschaft für Schiller, deren letzte Wirkungen unerfreuliche Schatten in den Briefwechsel des Dichters mit seiner Braut Charlotte von Lengefeld warfen, hatte der Frau von Kalb eine herbe und, wie wir fürchten, sehr tiefgehende Enttäuschung gebracht. Eine kaum minder harte, aber schwerer verständliche und — schwerer verzeihliche erwuchs ihr gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts aus einer neuen Leidenschaft für Jean Paul.

Es ist kein Zweifel, daß der Dichter des „Siebenkäs“ und des „Titan“ eine dämonische Anziehungskraft, einen außerordentlichen Zauber auf Frauen ausübte, eum grano salis etwa, wie in unsern Tagen hervorragende Musiker, wie Mendelssohn oder Liszt. Charlotte von Kalb scheint durch den Umgang mit Jean Paul, durch ihre Versenkung in seine Romane zu neuer Jugendlichkeit entflammt worden zu sein. Es kam zu leidenschaftlichen Szenen und Erklärungen, Jean Paul schwankte einige stürmische Wochen und Monate, ob er sich der Leidenschaft der nahezu vierzigjährigen Frau überlassen solle, die ihm zwischen den Paroxysmen ihrer eignen Empfindung zu einer schlichtbürgerlichen Ehe bald mit diesem, bald mit jenem Mädchen riet. Am letzten Ende riß er sich los und objektivirte sich in seiner Weise Charlottes Erscheinung, indem er sie als „Titanide“ Linda im Roman „Titan“ darstellte.

Gleichwohl kam es nicht zu einem eigentlichen Bruch, Frau von Kalb, die in den nächstfolgenden Unglücksjahren mehr und mehr verarmte und daneben vereinsamte, hatte das Bedürfnis, von den alten Freunden festzuhalten, was sich irgend festhalten ließ, und obschon es nicht an Empfindeleien, Verstimmungen und langen Pausen fehlte, erstreckten sich Charlottes Briefe bis zum Jahre 1821, wo sie, völlig erblindet, durch Vermittlung der Prinzess Wilhelm von Preußen Aufnahme und Zuflucht für ihre alten Tage im Berliner königlichen Schlosse fand. Die Briefe wurden in spätern Jahren teilweise an Karoline Richter, Jean Pauls Gattin, geschrieben.

Es ist eine seltsame Natur und Unnatur, welche uns aus diesen Briefen wiederum entgegentritt, eine Bildung, die im Guten und Bösen der Bildung unsrer Tage so fremd wie nur immer möglich ist. Die geistige Tiefe, der lebendig leidenschaftliche Anteil an tausend Dingen, die Beweglichkeit und der Schwung und daneben die formelle Unfertigkeit, die keine Sprache völlig beherrscht, deuten auf eine wunderliche Art der Erziehung hin. Charlotte von Kalb sagt selbst in einem ihrer interessantesten Geständnisse: „Einige spotten zwar über das gemeine mißbrauchte und vertändelte Leben der Frauen, aber sie glauben nicht, daß mit einer echten Geisteskultur auch die praktische Thätigkeit an Einsicht, Reinheit, Zweckmäßigkeit und richtiger Würdigung der Dinge nur allein gebildet werden kann. Ich hatte in diesem Betracht eine sonderbare Lage in der Jugend: ein Buch in der Hand und lesend; in der Küche, Keller, Boden, Kinderstube und am Krankenbette immer Beobachtung der Wirklichkeit;

thätig und ordnend stand ich einem Hauswesen vor, wo mehr als dreißig Personen Nahrung und Aufsicht forderten. Mir schien jede Thätigkeit im Leben und selbst das Sterben so leicht, daß ich nichts für schwer achtete und fürchtete als die Geduld. Und dieser ernsten, strengen, stummen, lieblosen und tötenden Gewalt habe ich mein Lebenslang dienen müssen.“

Wird mit dieser Äußerung manches in Charlottes hastigem, sprunghaftem aus dem Schwungvollen ins Triviale zurückfallendem Wesen klar, so bleibt vieles auch darnach noch unverständlich. Die eigentümliche Art von Unnatur, die wir bei dieser Frau bis in ihren pretiösen, geschraubten Stil hinein wahrnehmen, muß ihre ganz besondern Ursachen haben. Charlotte repräsentirt hier eine Seite der Sturm- und Drangperiode, welche bei dem allgemeinen Rufe nach Natur und Wirklichkeit nicht sehr zur Geltung gekommen war und welche im Grunde erst in Jean Pauls Romanen oder besser in den empfindsamen und überschwänglichen Particen dieser Romane ihre Rechnung fand. Sie vermochte daher Jean Pauls Talent als ein völlig kongeniales aufzufassen; nichts spricht mehr dafür als die Briefreihe aus den Jahren 1798 und 1799, den eigentlich kritischen in dem wundersamen Verhältnis. Gewisse Stellen in jenen Briefen scheinen zu gleicher Zeit von tiefster Empfindung und von krankhafter Sucht nach Ungewöhnlichem diktiert zu sein. „Selige Amöne! glücklicher Otto,“ schreibt sie im Januar 1799. „Wenn mein Traum Wahrheit wurde und dreimal glücklich und selig ich! Ohne Euch werde ich bald von seinem Herzen verbannt sein. Er tritt in eine andere Welt, die meiner nicht bedarf, die ich nicht bedarf. Er tritt in eine Welt, die schon geschaffen ist, und nicht allbeseligt. Er kann eine Welt schaffen, die er beseligen kann, und wir brauchen keine Götter neben ihm. Er erkennt die Geister, die waren und sein werden. Aber ich vernehme auch den leisesten Laut, aus welcher Tiefe der Seele er auch entschlüpft. Darum bin ich so gern allein, weil ich ganz andere Dinge höre, wie die Getäuschten oder die Unbescheidenen anzeigen. Nur bei Euch werde ich aufgenommen, von Euch werde ich erkannt sein, nur von Euch wird er geliebt. — Sollen die uns fremden, die er sein nennen wird, mit Gunst und Gnade auf uns, auf mich blicken? Soll das heiligste zum frechen Spott werden wie es schon ist? Denn ich höre den leisesten Laut, der aus der Tiefe der Seele kommt!“ Und am 6. Januar: „Ich lese in meinen Briefen, ich mag schreiben was ich will, nur die Worte: Halte meine Seele fest, dann will ich den Flug ins Unendliche wagen! Ich will nichts, aber Dir will ich das Ölblatt und den Myrtenzweig bringen und Bienen und Rosen um Dein Haupt winden. Die Sorge soll entfliehen und die Innigkeit soll jeden Augenblick des Lebens — er mag Namen haben wie er will, mit gleichem Wort fassen; und Dein Vertrauen, Deine Erinnerungen, die Du mir gibst, sollen gleich einer Perlenschmür seliger bereichernder Ideen in meiner Seele verwahrt sein. Und nur Du sollst mich immer schöner dadurch geschmückt erblicken.“ Dann im Februar: „Nenne mich

nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne, Sonderbare. Denke, daß das Leiden und die Freuden der Wesen sich nach ihren Kräften messen, und daß die Ruinen eines Pantheons noch trauriger an die Ungleichheit erinnern, als die einer ruhigen Hütte. Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele, die meinem Wesen vorübergingen. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzt auf ewig die noch liebende Seele! Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichte Sternenhöhe des neuen Lebens schaut."

Bei solchen Aussprüchen empfindet Jedermann, daß ein Element der Unnatur, daß eine künstliche Seelensteigerung und Überhitzung mit wirksam ist. Herders Wort über Charlotte von Kalb: sie habe zwar eine gewaltige Einbildungskraft, eine ungewöhnliche Elastizität des Gemütes, aber sie sei behindert die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und erhalte dieselbe immer nur in schwankenden Bildern gezeigt, gewinnt hier seine Bedeutung. Der Widerspruch in Charlottes Wesen machte sich übrigens auf dem platten Boden der Alltäglichkeit geltend. Diese Frau, welche so kühn über Rechte des Herzens dachte, welche bereit war, den amtlosen Schriftsteller Schiller und den äußerlich nicht sichrer gestellten Schriftsteller S. P. F. Richter zu heiraten, welche es Jean Paul beinahe verübte, daß er einen Legationsrats-titel des Herzogs von Meiningen angenommen hatte („Du sollst den Namen Deines Gottes nicht mißbrauchen; das heißt, du sollst Dir keine Titel geben lassen. — Jeder ausgezeichnete Mensch raubt sich jeden Rang und bekennet einen Unglauben, der sich einen Titel geben läßt. — Ein Titel ohne Amt ist mir so widerwärtig wie ein hölzernes Schaugericht. — Ich mag nicht den Herrn Rat Richter becomplimentiren“) sie, der es gelegentlich „schwante,“ daß „Titel, Rang, Adel und Prinzen nicht lange mehr genannt werden würden,“ sie hing andererseits hartnäckig an gewissen Vorurteilen ihrer aristokratischen Erziehung, besann sich plötzlich harmlosen und liebenswürdigen Naturen gegenüber, daß sie eine geborne Marschall von Ostheim war, und schloß sich in Berlin bis zur Vernichtung in ihrem Zimmer ein, weil „eine Frau, die in einer großen Stadt keine Equipage hat, nur in ihrem Zimmer existiren kann.“ Sie vermochte, als sie ihr Vermögen verlor, mit heroischer Ausdauer und Aufopferung für sich und die ihrigen weibliche Arbeiten anzufertigen und sich die härtesten Entbehrungen ohne Murren aufzuerlegen. Aber sie vermochte sich nicht in ein Gleichgewicht zu setzen und einen Zustand um sich zu schaffen, bei dem ihr wohl und warm geworden wäre.

Am auffälligsten ist die zähe Expansivkraft und leidenschaftliche Wandlungsfähigkeit ihrer Seele. In den Briefen an Jean Paul findet sich einer vom Februar 1802, auf dem Gute Waltershausen geschrieben, der gegenüber den heißen und liebevollen Ergüssen ihrer Seele aus den vorhergehenden Jahren wie ein Sturz eisigen Wassers auf den Empfänger gewirkt haben muß. „Sie werden ein etwas schmerzliches in den Zeilen finden, die Sie vielleicht schon mit der

Post erhalten haben. Jedes Bekenntnis ist Erleichterung und so ist es auch jezo etwas gemindert. Nun zur Entstehung dieser Stunden! — Sie waren mir, als ich nach Meiningen kam, schon seit zwei Jahren wie eine mir fremde, zwar vom Schicksal hingeworfene Erscheinung wie auch ich — um Geist und Gemüt durch Leiden zur Entwicklung zu bringen und eben dadurch dem Schicksal einen schnelleren Gang zu geben, damit das unbedeutende Spiel des Lebens schneller abrolle. Mehr Konsequenz konnte ich dieser unsrer gewesenen Bekanntschaft oder Unbekanntschaft nicht abgewinnen. Ein Brief, den ich aus dieser Zeit zwei Jahre habe, wird Ihnen mehr von dieser Stimmung sagen, wenn Sie ihn einmal lesen wollen. Ich sah Sie und Sie waren mir bei dem zweitenmal weit unbekannter, als Sie mir bei dem ersten Sehen waren, ob ich Sie zwar damals anredete: »Sie sind — sind Sie denn der J. P. K.?« Ich hätte diesen Zweifel meiner Seele nie merken sollen. Sie sagten mir nichts, aber ich ahndete es; oder habe ich mich betrogen, so sagen Sie mirs. Noch nie hatte Ihre Seele kalt zwar, und nur beobachtend — aber doch ist der Wunsch der Gegenwart um Charlotte in Ihnen. Dieser Wunsch ist nicht in mir, es sei denn, daß über uns gegenseitig alles beantwortet werde und daß eine neue Wurzel des Daseins entstehet. Ich bin gerne in meiner Einsamkeit. Ich wurde in Meiningen krank, durch Versteinerung u. s. w. Das viele Reden in den Stunden, wo ich um Sie war, was ich nicht gerne mag und in meiner Natur nicht liegt, das Wort: Sie kannten mich und mir würde die Linda gefallen, die ich so innig haßte, wenn ich mir die Mühe geben möchte, selbst eine Idee zu fassen. — Ich habe eine Tiefe in der Gefinnung, die vielleicht nur ein Pascal und vielleicht u. s. w. verstehen würde. Den Abend und den letzten Morgen kam so vieles über mich wie Hagelschlag. Ich fuhr einsam, wie immer, den Winter weg und trat ins Zimmer. Kalb war freundlich, aber er sagte: Hast du deinen Lehrer (auch jezo mit mehr Umschreibung, aber wie oft und viel habe ich es schon hören müssen) gesehen? Also dieser Gedanke ist auch in ihm, wie er in so vielen ist, die mich sehen. Wir müssen uns sprechen und bald und in Gegenwart von Kalb, wo nicht aller, doch vieler. — An einem Wintertage kann dieses am besten beredet werden. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen einmal die Pferde schicken. Schaden kann dieser Schritt nicht, aber inkonsequente Empfindung werden wir gewiß nicht verschwenden, Gerechtigkeit, insofern der Geist gekleidet in diese Vergänglichkeit, sie über drei Wesen aussprechen kann.“ —

Man traut seinen Sinnen nicht, wenn man dergleichen mit den frühern Aussprachen zusammenhält. Und doch war es nur die Wiederholung eines unseligen Verhaltens, welches Charlotte von Kalb im Jahre 1790 bei Schillers Verheiratung mit Lotte von Lengefeld beobachtet und welches Schiller den Ausruf abgepreßt hatte, sie sei nie wahr gegen ihn gewesen außer etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, sie betrage sich nicht edel und nicht einmal höflich genug, um ihm nur Achtung einzuflößen. Die bemitleidenswerte Frau scheint

aber völlig unter der Herrschaft ihrer Affekte gestanden zu haben, gleichviel ob dieselben gute oder schlimme waren. Sie entbehrte jenes Gleichmaßes, dessen Mangel auf die Länge niemals einer Frau verziehen wird. Wir haben den unheimlichen Eindruck, daß auch die Aufnahme der hier mitgeteilten spätern Briefe bei Jean Paul eine durchaus andre war, als die Schreiberin hoffen konnte. Denn selbst nachdem Charlotte sich (wie früher Schiller gegenüber) gefaßt und gefunden hatte, bleibt sie ein vulkanisches, eruptives Wesen, und der ungeheure faustische Widerspruch zwischen ihrem Begehren und ihrer Existenz muß allen Freunden und Bekannten weh gethan haben. Ihr eigentümliches Pathos mag der Zeit nicht so fremd gewesen sein, als es uns dünkt, doch läßt sich nicht denken, daß die Geschraubtheit desselben völlig unempfunden geblieben sei. Um die einfache Thatsache auszudrücken, daß sie von Gestalten wie Jean Pauls Venette und überhaupt von vielen realistischen Momenten in ihres Freundes Dichtungen nicht beglückt sei, schreibt sie (Berlin, den 19. März 1815) „Aber keine Satire oder vielmehr üble Laune über Frauen nehme ich nicht auf, man giebt dadurch nur dem Leumund Worte und der Schwäche Waffen. Die Lieblichkeit und die Jugend der Sitten keimt allein in der Ruhe des Gemüths und in der Seligkeit eines liebenden Willens; aber wie schwer ist es, bis jeder Affekt gesondert ist. In diesem klaren Licht nur schaut eine Seele eine Seele.“

Wir haben im Großen und Ganzen tausendfach Ursache, unsre klassische Literaturperiode um ihre Männer und Frauen, um den stolzeren Schwung der Seele und die schlichtere Bescheidung in äußeren Lebensforderungen und Genüssen zu beneiden. Die Eigenart von Geist, welche uns aus dem Leben und den Briefen Charlottes von Kalb entgegentritt, dünkt uns minder beneidenswert, obgleich sie ohne Frage von der echten Farbe des achtzehnten Jahrhunderts und einer Periode ist, in welcher die fessellose Entwicklung der Individualität allgemeine Lösung war, und in welcher es auf Naturanlage, Schicksal, Glück und Selbstzucht ankam, wie die Entwicklung schließlich ausfallen sollte. Bei der Austeilung all dieser Voraussetzungen ist Charlotte von Marschall jedenfalls schlimm gefahren. Sie nahm sich selbst unter den Menschen ihrer Zeit trotz glänzender Geistesgaben und eines dunkeln Dranges zum Rechten und Wahren (eines Dranges freilich, der sich niemals zum festen Willen wandelte) „wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten“ (Charlotte von Schiller) aus und muß der Nachwelt vollends so erscheinen. Ein mit Bewundrung gemischtes Mitleid ist auch bei der Lektüre ihrer Briefe an Jean Paul die Grundempfindung, die in uns zurückbleibt und die bei der Mehrzahl der wenigen Leser, welche wir diesen Briefen zu prophezeien wagen, erweckt werden wird.

